

SPUR DES GELDES

LEYE ADENLE

EIN LAGOS-THRILLER



InterKontinental

PROLOG

»**BIST DU SCHON EINMAL** in einem Privatjet geflogen?«

Chief Adio Douglas legte Titi auf der Rückbank des Mercedes S-Klasse den Arm um die Schultern. Titi schüttelte den Kopf.

»Dann ist heute dein erstes Mal«, sagte er.

Titi zog die Füße unter sich auf den Sitz, wobei sie achtgab, mit den Absätzen ihrer Manolo-Blahnik-Sandaletten nicht das schwarze Leder zu zerkratzen, und schmiegte sich in seine Arme. Sie blickte zu ihm auf. »Ist das die Überraschung?«

»Nein. Ich habe noch eine viel größere Überraschung für dich.«

»Wohin fliegen wir denn? Hätte ich meinen Pass mitnehmen sollen?«

»Wir fliegen nach Abuja. Zur Villa.«

Titi befreite sich aus ihrer zusammengerollten Haltung. »Nach Aso Rock?«

»Ja. Ich treffe dort den Präsidenten persönlich.«

»Wow. Ich werde den Präsidenten treffen?«

Douglas lachte. »Nein, meine Liebe, ich werde den Präsidenten treffen. Du wirst in der Präsidentensuite des Transcorp Hilton auf mich warten.«

»Ist das die Überraschung?«

»Nein, Baby.« Er zog sie zurück an seine Brust und streichelte ihr den Arm. »Es ist eine große Überraschung.«

Die Polizisten am Tor traten beiseite und salutierten, als die Limousine an ihnen vorbei auf das separate Execujet-Vorfeld vor dem

privaten Flügel des Murtala Muhammed International Airport fuhr.

Agenten des Inlandsgeheimdienstes DSS, die in einem Ford Explorer SUV vorausgefahren waren, trabten neben dem Mercedes her, ihre israelischen TAR-21-Sturmgewehre in beiden Händen, den Kolben an der Schulter, die Mündung nach unten gerichtet. Die Limousine kam dicht neben der nach oben gebogenen Flügelspitze einer Embraer Phenom 300 zum Stehen. Ein Agent warf einen prüfenden Blick über die flimmernde Rollbahn voller Privatjets, ehe er dem Chief die Tür öffnete.

Als Douglas seine weiße Agbada überzog, bauschte sie sich im kerosingeschwängerten Wind. Titi lief in ihrem schwarzen Tunika-kleid um das gepanzerte Fahrzeug herum und stellte sich neben ihn. Der Kofferraum des Mercedes öffnete sich, und die DSS-Agenten holten Douglas' Aktentasche und Titis Weekender heraus.

Direkt hinter dem Cockpit klappte die Tür des Flugzeugs langsam nach unten. Durch ihre Sonnenbrille beobachtete Titi, wie die Tür sich bis wenige Zentimeter über dem Boden senkte. Sie blickte Douglas an.

»Darf ich ein Foto machen?«

Er lächelte. »Klar. Solange ich nicht darauf zu sehen bin.«

Sie drehte sich mit dem Rücken zum Flugzeug, hielt das Telefon vor sich hoch und machte einen Schmollmund. Auf dem Display sah sie, wie der Pilot die Treppe herunterkam.

»Sagtest du nicht, dein Ex-Freund sei Pilot?«, fragte Douglas.

Titi ließ den Arm sinken und drehte sich zu dem Piloten um.

Der junge Mann wartete mit im Rücken verschränkten Händen neben der Treppe, die Augen hinter seiner Fliegerbrille versteckt, den Blick leicht nach oben gerichtet. Er stand stramm wie ein Soldat.

Douglas legte Titi eine Hand auf den Rücken. »Gehen wir«, sagte er. Ihr Körper stemmte sich gegen seinen Druck. »Ist irgend-etwas?«, wollte er wissen.

Titi wandte sich von dem Piloten ab und blickte zu Douglas auf.

»Stimmt irgendetwas nicht?«, fragte dieser erneut.

Sie schüttelte langsam den Kopf.

»Okay, dann los jetzt. Ich möchte den Präsidenten nicht warten lassen.«

Douglas und Titi blieben noch stehen, bis ein DSS-Agent, der ihr Gepäck in das Flugzeug getragen hatte, die Treppe wieder heruntergekommen war, dann schob Douglas sie nach vorn. Der Pilot blieb reglos stehen.

»Warte mal«, sagte Douglas.

Titi hielt inne, eine Hand auf dem kalten Geländer.

»Titi, ich möchte dir unseren Piloten für den heutigen Tag vorstellen: Captain Olusegun Majekodunmi. War das so richtig?«

Der Pilot nickte.

»Olusegun, das ist meine Freundin Titi.«

Titi sah den Piloten nicht an. Der Pilot nickte, sah Titi aber ebenfalls nicht an.

In der Mitte der schmalen Kabine saßen sie einander auf beigefarbenen Ledersesseln gegenüber. Während des Starts und des kurzen Steigflugs sprach niemand von ihnen ein Wort. Titi behielt ihre Sonnenbrille auf und starrte durch das Fenster.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte Douglas sich, als der Jet seine Flughöhe erreicht hatte.

»Wusstest du es?«, fragte Titi. Eine Träne kullerte unter ihrer Sonnenbrille hervor, ehe sie auf ihre Hand fiel.

Er löste seinen Gurt und beugte sich vor.

»Du wusstest es«, stellte sie fest, nahm ihre Sonnenbrille ab und legte sie in den Schoß. Die Gläser waren feucht.

»In ein paar Monaten werde ich Gouverneur des Bundesstaates Lagos sein. Dann wirst du zu mir ins State House ziehen.«

»Du bist verheiratet.« Noch mehr Tränen rannen ihr über das Gesicht.

»Ja. Na und?«

»Er ist mein Verlobter.«

»Und wer bin ich für dich? Ein Sugardaddy?«

»Du bist verheiratet, Chief. Du bist verheiratet.«

»Du hast mich angelogen, Titi. Du hast mich angelogen. Aber ich vergebe dir.«

Titi vergrub das Gesicht in den Händen.

Douglas ergriff ihre Hand, aber sie zog sie weg.

»Warum?«, fragte sie und blickte zu ihm auf, während Mascara in das Puder unter ihren Augen sickerte.

»Ich werde Gouverneur sein, und er ist bloß Pilot. Ein besserer Chauffeur. Ich möchte, dass du dich jetzt sofort entscheidest. Möchtest du mir folgen, oder möchtest du dort bleiben, wo du bist?«

Sie schüttelte den Kopf und drehte sich zum Fenster, schloss die Augen vor dem grellen Sonnenlicht und tastete nach der Blende.

Er stand auf, beugte sich über sie und griff nach der Blende. Beim Blick aus dem Fenster runzelte er die Stirn. »Das ist seltsam«, sagte er.

Sie schaute ebenfalls hinaus, um zu sehen, was er gesehen hatte, dann wandte sie sich wieder zu ihm um.

In diesem Augenblick rührten die Motoren, Titis Sonnenbrille fiel ihr vom Schoß, und sie hob von ihrem Sitz ab, ihr Körper nur noch von dem Gurt um ihre Taille gehalten.

Douglas, der gestanden hatte, verlor das Gleichgewicht, knallte mit dem Kopf gegen die Wand und stürzte zu Boden.

Titi wurde schwindelig. Zeitschriften, Becher und ein silbernes Tablett flogen durch die Kabine, während der Jet steil nach unten schoss und sie langsam das Bewusstsein verlor.

1

»ER HAT MICH GEFUNDEN.«

»Wer hat dich gefunden?«

»Malik.«

»Wie meinst du das, er hat dich gefunden? Was ist passiert, Amaka?«

»Das Arschloch hat mich angerufen und mir gedroht. Hast du ihm gesagt, dass ich nach ihm suche?«

Jemand rannte an Amakas Fenster vorbei, stützte sich auf der Motorhaube ab, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und huschte dann zwischen den Autos vor ihr davon. Irgendetwas an seinem schweißnassen rasierten Schädel sah merkwürdig aus: Er hatte eine große Beule mitten auf dem Kopf.

»Gabriel, ich muss los. Ich bin gleich bei dir.«

Amaka ließ ihr Telefon sinken, lehnte sich zur Seite und legte das Gesicht ans Fenster, um noch einen Blick auf den Mann zu erhaschen, der an ihrem Wagen vorbeigerannt war, aber er war bereits verschwunden. Dann rannte ein weiterer Mann an ihrem Fenster vorbei. Sie drehte sich um. Eine ganze Reihe von Menschen kamen von hinten auf ihr Auto zugerannt. Sie hatten Stöcke und Bretter in den Händen, und mindestens einer von ihnen schwang eine Machete. Amaka wandte sich wieder nach vorn und beugte sich über das Lenkrad, um besser sehen zu können. Sie fuhr zusammen, als ein nackter Oberkörper gegen das Fenster auf der Beifahrerseite knallte. Der Mann drückte sich von ihrem Wagen ab und hinterließ einen Schweißabdruck seiner Brust. Er hämmerte auf das Dach

und rannte dann gemeinsam mit den anderen weiter die Straße hinauf, ein Brett über seinem Kopf schwingend. Ein junger Mann hielt einen bis auf das Drahtgeflecht abgefahrenen Reifen hoch. Ein weiterer trug einen Fünf-Liter-Kanister mit einer Flüssigkeit, die er nicht verschütten wollte.

Noch mehr Männer rannten die Straße hinauf, glitten von Motorhauben und schüttelten ihre Fäuste, um protestierenden Fahrer*innen zu drohen. Amaka wandte sich um und sah, wie weitere Männer sich an Autos vorbeiquetschten und über Motorhauben sprangen. Sie rief Polizeiinspektor Ibrahim an.

»Hallo, Amaka, ich bin schon auf dem Weg«, meldete dieser sich.

»Wohin?«

»Zur Absturzstelle.«

»Was für ein Absturz?«

»Der Flugzeugabsturz. In der Nähe Ihres Hauses.«

»In der Nähe meines Hauses ist ein Flugzeug abgestürzt?«

»Ja. Ein kleines. Haben Sie die Explosion nicht mitbekommen?«

Ich konnte sie noch vom Revier aus hören.«

»Nein. Ich bin nicht zu Hause.«

»Wo sind Sie?«

»Oshodi.«

»Was machen Sie denn da? Sie sollten im Bett liegen, Amaka.«

»Mir geht es gut. Hören Sie, hier ist irgendwas im Gange.«

»Amaka, haben Sie verstanden, was ich gerade gesagt habe?«

Ein Flugzeug ist in ein Gebäude ganz in der Nähe Ihres Hauses gestürzt.«

»Ich habe Sie gehört, aber hier wird gerade jemand gejagt, und ich glaube, sie werden ihn umbringen.«

»Wer jagt wen?«

»Ein Mob ist hinter einem Mann her. Sie werden ihn lynchieren. Sie müssen schnell herkommen.«

Amaka öffnete die Tür und stellte sich auf die Kante, um zu

sehen, was vor sich ging. Die Männer hatten sich am Straßenrand versammelt. Sie hatten ihn geschnappt.

»Wo genau sind Sie?«, fragte Ibrahim.

»Beim Oshodi-Markt. Jetzt gehen sie auf ihn los. Kommen Sie, sofort!«

»Amaka, bleiben Sie in Ihrem Wagen. Was auch immer Sie vorhaben, mischen Sie sich nicht ein. Steigen Sie nicht aus dem Wagen. Amaka ... Amaka?«

»Ja?«

»Haben Sie verstanden? Mischen Sie sich nicht ein.«

»Wie schnell können Sie hier sein?«

»Ich kann nicht kommen. Ich habe es Ihnen doch gesagt, ich bin auf dem Weg zur Absturzstelle. Was auch immer Sie vorhaben, steigen Sie nicht aus Ihrem Wagen. Haben Sie mich verstanden?«

»Sicher, sicher.«

Sie legte auf und trat auf die Straße. Der Mann lag nun auf dem Boden, und der Mob attackierte ihn mit improvisierten Waffen, während eine Zuschauermenge die Schläger anfeuerte oder mit ihren Telefonen filmte. Amaka schloss die Tür, schaltete ihre Handykamera an und lief auf den Mob zu.

2

DIE ALFRED REWANE ROAD WAR DICHT. Auf der Brücke über dem Falomo-Kreisverkehr waren die Menschen aus ihren Fahrzeugen gestiegen und hatten sich am Bordstein aufgereiht. Einige von ihnen zeigten auf den Rauch, der hinter den Villen im Oyinkan Abayomi Drive aufstieg, während andere mit ihren Handys filmten. Viele hatten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, manche standen mit offenem Mund da, andere verbreiteten die Nachricht von dem Flugzeugabsturz am Telefon.

Inspector Ibrahim wies Sergeant Bakare an, die Sirenen auszuschalten. Bei ihrem Lärm konnte Ibrahim nur schwer nachdenken. Die Meldung aus der Zentrale in Panti hatte alle verfügbaren Polizeikräfte mobilisiert. *Alle* verfügbaren Polizeikräfte. Das bedeutete: Verkehrspolizist*innen, Beamt*innen im Innendienst, sogar Ermittler*innen, die gerade an einem aktiven Fall arbeiteten. Ein Flugzeugabsturz in einem Wohngebiet war schon katastrophal genug, aber dies war nicht etwa irgendeine Wohngegend – es handelte sich um Ikoyi, genauer gesagt, um den alten Teil von Ikoyi, wo der alte Geldadel lebte.

Der Rauch wirkte, als würde er von einer Fabrik ausgestoßen, dann blitzte es plötzlich auf, und der Rauch färbte sich orange. Den Bruchteil einer Sekunde später erreichte der Knall der Explosion die Brücke. Eine Frau schrie, Jesus möge die armen Seelen retten, aber dort unten war niemand mehr zu retten. Welch Ironie, dachte Ibrahim. Er kannte diese Leute – dieselben Leute, die mit einem Anruf dafür sorgen konnten, dass staatliche Ressourcen für den

Schutz ihrer Häuser verwendet wurden; Leute, die einen hochrangigen Beamten an einen Posten in Boko-Haram-Territorium versetzen lassen konnten, wenn dieser nicht begriff, dass die Aufgabe der Polizei darin bestand, die Reichen zu schützen. Zu oft schon war er »gebeten« worden, Beamte »zur Verfügung zu stellen«, deren Aufgabe es dann war, verzogene Teenager auf Partys mit noch mehr verzogenen Teenager zu begleiten – Beamte, die Polizeiarbeit hätten erledigen können, aber stattdessen Geliebten mit gebleichter Haut Einkaufstaschen hinterhertrugen. Ibrahim kannte sie so gut, wie nur ein hochrangiger Polizist sie kennen konnte. Kriminelle mit Geld, mehr waren sie nicht. Sie standen für die unterdrückten Fälle, die abgebrochenen Ermittlungen, die Morde, die Erpressungen, die Diebstähle. Diese Leute brauchten keinen Schutz – die gewöhnlichen Nigerianer*innen mussten vor ihnen geschützt werden.

Ibrahim kletterte vorn aus dem Mannschaftswagen. Seine Untergebenen stiegen hinten aus und gesellten sich zu den Schaulustigen auf der einen Seite der Brücke. Neben ihnen hatte ein kleiner Junge in schmutzigen Jeansshorts und einem braunen Unterhemd der sich entfaltenden Szene als Einziger den Rücken zugekehrt. Zwischen seinen Beinen stand eine weit geöffnete abgenutzte Reisetasche. Darin befanden sich in Schutzhüllen aus Plastik die Selbsthilfebücher, die er vor dem Absturz auf der Straße verkauft hatte. Er erzählte gerade ein paar Leuten, die besorgt aus ihren Autos ausgestiegen waren, was er beobachtet hatte. Mit der Hand demonstrierte er den Augenblick des Aufpralls.

»Es schaute so nach unten. Es kam runter, huiiiii, dann explodierte es, baaaam!«

Weitere Menschen versammelten sich um den Jungen, der das Gesagte wiederholte, wobei seine Erinnerung an den Augenblick des Aufpralls von Mal zu Mal detaillierter und die Explosion immer beeindruckender wurde. Noch während er sprach, drehten sich alle auf der Brücke plötzlich um und hoben den Blick. Ein grauer

Hubschrauber flog tief und schnell über sie hinweg und überquerte die Lagune innerhalb von Sekunden. Er flog über die Absturzstelle, vollführte eine Drehung, neigte sich zu einer Seite und schwebte dann dröhnend in der Luft, wobei er den Rauch unter sich in alle Richtungen wirbelte.

»Die Marine«, murmelte Ibrahim leise. Frühe Berichte hatten den Absturz bei Magbon Close verortet, ein weiterer Bericht in der Ilabere Avenue – beide lagen dicht nebeneinander, und beide beheimateten Milliardär*innen, die in modernen Multimillionen-Dollar-Villen auf Grundstücken lebten, die einst den Kolonialverwaltern gehört hatten. Die meisten Immobilien befanden sich seit Generationen im Besitz derselben Familien: der Dynastien von Lagos. Genau die Art von Nigerianer*innen, die mit Privatjets flogen. Welch Ironie. Ibrahim wandte sich dem Polizisten an seiner Seite zu – einem dünnen, schlaksigen Mann mit dunkler Haut und Stammeszeichen, die sich von seinen Mundwinkeln aus auffächer-ten.

»Hot-Temper, nehmen Sie Moses und Salem mit zum Oshodi-Markt. Wo ist Ihr Telefon?«

Hot-Temper trug den militärischen Kampfanzug der Anti-Raub-Spezialeinheit Feuer-für-Feuer. Er zog sein Handy hervor, ein altes graues Nokia-Gerät mit Schwarz-Weiß-Display und Gummitasten, auf denen die Buchstaben abgerieben waren.

»Speichern Sie diese Nummer. Sie gehört Amaka. Sie sagte, dort wolle man gerade irgendjemanden lynch-en.«

»Beim Oshodi-Markt? *Wetin she dey do there?*«

»Keine Ahnung. Bei dem Verkehr werden Sie nicht durchkommen. Nehmen Sie Okadas.«

Hot-Temper salutierte vor seinem Chef, drehte sich um und scannte den Verkehr. Zwischen den stehenden Wagen parkte eine Reihe Motorräder, deren Besitzer nicht weit entfernt zusahen, wie der Hubschrauber über der Absturzstelle schwebte.

»Beeilung«, fügte Ibrahim hinzu, als Hot-Temper auf ein Okada zulief. Die Polizisten beschlagnahmten drei Motorräder, deren junge Besitzer keine Führerscheine hatten und wussten, dass sie gegenüber der Polizei nicht zu laut protestieren durften. »Und folgen Sie ihr auf Schritt und Tritt.«

Hot-Temper wartete, bis der Junge sein Okada rückwärts zwischen den stehenden Wagen herausgeschoben und in dem beengten Raum auf der Brücke gewendet hatte. Dann hängte Hot-Temper sich seine AK-47 über und stieg auf das Gefährt. Der Junge hielt den Lenker fest, und Hot-Temper hob die Hand, als wollte er ihn schlagen.

»Komm morgen früh zum Polizeirevier Bar Beach, um dein Okada abzuholen«, rief Ibrahim dem Jungen zu. »Hot-Temper, rufen Sie mich an, sobald Sie sie gefunden haben, okay?«

Hot-Temper erweckte die Maschine zum Leben und ließ den Motor aufheulen.

Der Hubschrauber flog in dieselbe Richtung zurück, aus der er gekommen war. Die Menschen auf der Brücke duckten sich, als er über ihre Köpfe hinwegflog, und reckten dann die Hälse, um zu verfolgen, wie er am Himmel verschwand.

»Wir laufen«, sagte Ibrahim zu den beiden anderen Polizisten. Er klopfte auf die Motorhaube des Polizeiwagens. Sergeant Bakare wollte seine Tür öffnen und aussteigen, aber Ibrahim gab ihm mit einer Geste zu verstehen, dass er im Auto bleiben sollte. »Wir treffen uns vor Ort«, sagte er und begann, gemeinsam mit seinen Männern die Brücke hinunterzulaufen.

3

IRGENDJEMAND LEERTE EINEN KANISTER BENZIN über dem Mann aus, der mittlerweile reglos und blutend auf der Straße lag. Jemand anderes zündete ein Streichholz an.

Brausend stieg schwarzer Rauch auf, und eine orange Flamme züngelte über den Körper des Mannes, gefangen in einem brennenden Reifen, den man ihm bis zur Taille über Oberkörper und Arme gezogen hatte. Als das Feuer sich ausbreitete, sprang der Mann auf. Die Menge wich vor seiner brennenden Masse zurück, trat nach ihm und zerschmetterte Holzbretter auf seinem Rücken. Er fiel zu Boden, dann erstarrte er, und das Feuer verschlang ihn, bis nur noch eine schwelende schwarze Figur übrig war, die ausgestreckt auf dem Asphalt lag.

Amaka hielt ihr Telefon vor sich und drängte sich durch die Männer, die ihre Beute umringten. Der Rauch von dem brennenden Reifen brannte ihr in den Augen, vom Gestank nach verbranntem Fleisch drehte sich ihr der Magen um, aber sie ging weiter. Die Mörder und Schaulustigen wollten erst nicht nachgeben, als sie ihre schubsenden Schultern spürten, aber ihr Anblick, ihre saubere, schicke Kleidung, ihre ordentliche Frisur, ihr hübsches, ernstes Gesicht und ihr Desinteresse ihnen gegenüber, brachte sie aus dem Konzept, und sie traten beiseite und ließen sie durch, weil sie ganz offensichtlich nicht zu ihnen gehörte. Sie verwirrte sie, machte sie stutzig, fesselte sie und bannte ihre mörderische Energie.

Die Mörder bildeten einen Kreis um ihr Opfer. Amaka stand mit dem Rücken zu ihnen vor dem Toten und nahm ihre Gesichter über

dem aufsteigenden Rauch auf, wobei sie vorgab, das Opfer zu filmen. So drehte sie sich langsam im Kreis, die Menge im Rücken, das Gesicht dem Feuer zugewandt, während ihr Telefon Bildmaterial von den Schuldigen festhielt.

Eine Frau kämpfte sich durch die Menschenmenge. Sie schrie, weinte, grub, drängte und boxte sich durch die Körper, die ihr im Weg standen, wich hier einem Ellbogen aus und fing dort einen abwehrenden Stoß ab. Ihrem Aussehen nach war sie in ihren Zwanzigern. Sie war schlank und hochgewachsen, ihre glatte dunkelbraune Haut glänzte, ihren Kopf zierten kurze Dreadlocks. Sie trug einen weißen Flanellrock mit einer großen gestickten Rose auf der Vorderseite, ein weißes ärmelloses Tube-Top, ein Paar rote Pumps und ein rotes Halstuch sowie rote Korallenohrringe.

Sie bahnte sich ihren Weg und rannte auf den Körper zu, der nicht mehr zu retten war. Amaka beobachtete sie auf dem Display ihres Telefons. Männer streckten die Arme nach der Frau aus, um sie von dem Feuer fernzuhalten, während eine weitere Gruppe versuchte, sie denen zu entreißen, die sie retten wollten, und sie stattdessen in Richtung des Feuers zu schleifen schien.

Ein schlaksiger Mann hielt der jungen Frau einen Reifen über den Kopf, um sie darin zu fesseln, während andere Hände damit beschäftigt waren, ihn davon abzuhalten.

Amaka schob sich das Telefon in den Rock, rannte an dem Feuer vorbei, dessen Hitze sie an der Wange spürte, und griff nach dem Gürtel des Mannes mit dem Reifen. Sie zerrte an ihm, bis er nach hinten umkippte. Er ließ den Reifen fallen, und dieser rollte auf den schwelenden Leichnam zu.

Ein anderer Mann hielt ein Metallrohr in die Luft und zielte damit auf den Kopf der Frau. Amaka schnappte nach seiner Hand, und er drehte sich mit geballter Faust um, aber Amaka rammte ihm das Knie zwischen die Beine, ehe er zuschlagen konnte. Als der Mann zu Boden ging, trafen sich die Blicke der beiden Frauen. Die junge

Frau wurde von der Menge fortgezogen und streckte die Hände nach Amaka aus, die Augen weit aufgerissen, ohne zu blinzeln, der Mund offen. Sie spreizte die Finger, als könnte sie damit irgendwie die Distanz zwischen ihr und Amaka überbrücken, als müsste sie Amaka lediglich berühren, und Amaka könnte sie und sogar ihren toten Freund retten. Amaka streckte die Hände nach der Frau aus, da flogen ihr Holzsplitter ums Gesicht, und sie sah winzige Sterne, bis es vor ihren Augen ganz dunkel wurde. Ihre Knie wurden weich, und sie sank zu Boden.